

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1934-1935)
Heft: 9

Artikel: Armeefeindliche Kräfte
Autor: Schürch, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weltwirtschaftskrieg, den wir heute miterleben und erdulden, gibt uns einen besonders günstigen Einblick in die Kapazität des eigenen Landes. Es gilt die Chancen erleichterter Feststellung unserer Fähigkeiten auszunützen und die Grundzahlen zu liefern, auf die die wirtschaftlichen Mobilmachungspläne aufgebaut und ausgearbeitet werden können. Erst wenn auch diese Pläne (Finanz-, Kredit-, Anbau-, Einfuhr-, Fabrikations-, Verteilungs- und Verpflegungsplan), wohlgeordnet und ständig nachgeführt, neben den militärischen ruhen, dürfen wir uns vor unserm eigenen Gewissen zugestehen, daß wir für eine ausdauernde Landesverteidigung so gut gerüstet sind, als es von einem Land unserer besondern geographischen und politischen Eigenart erwartet werden kann.

Armeefeindliche Kräfte

von Ernst Schürch, Chefredakteur des «Bund»

Wie alles, was im Leben steht, so stößt auch die Armee ringsum auf hemmende Gewichte, Widerstände, Gegenkräfte, und hat das Recht und den Raum, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe bedarf, auf hundert Feldern zu verteidigen.

Sie hat in der Demokratie mit besondern Schwierigkeiten zu schaffen. Ihr ganzes Gefüge ist auf Unterordnung und Disziplin gestützt. Im politischen Leben aber herrscht die Souveränität des Volkes; die politische Schichtung wird durch Wahlen und Sachentscheide von unten nach oben gebildet, das letzte Wort hat die Gesamtheit, und jede Instanz verdankt ihre Macht dem weitem, untern Kreise: die Regierung dem Parlament, das Parlament dem Volk, und darum geht hier die Verantwortung von oben nach unten. Der «oberste» Wille liegt in der Basis.

In diese politische ist die militärische Pyramide eingebaut. Hier wird aber nicht von unten nach oben gewählt, sondern von oben nach unten ernannt; der oberste Wille liegt in der Spitze, im Aktivdienst in der einen Person des Generals, und die Verantwortung geht von unten nach oben: jeder hat seinen Vorgesetzten Rechenschaft abzulegen.

Man muß sich diese grundsätzliche Umkehrung der Struktur zuerst einprägen, um das ganze Problem der Armee in der Demokratie klar zu erfassen.

Die Bestimmung der Armee liegt im Schutz des Staates nach außen (Landesverteidigung) und innen (Aufrechterhalten der verfassungsmäßigen Ordnung), beides durch die organisierten Machtmittel des Volkes. Das verlangt, daß trotz entgegengesetztem innern Aufbau die Armee als dienendes Organ des demokratisch organisierten Staatswillens vorbehaltlos der Landesregierung unterstellt sei, sich nicht als Staat im Staat absondere, und auch nicht versuche, selber zu regieren. Sowenig die Demokratie eine Politisierung der Armee dulden oder gar verlangen kann, wenn sie nicht die Waffe ihrer Notwehr zerschlagen will, sowenig kann sie eine Militarisierung der Politik¹ ertragen, weil sie damit selber abdanken würde.

Aus dem engen Neben-, ja Ineinander des Gegensätzlichen ergeben sich Probleme, über die sich antidemokratisch kommandierte Völker weniger Gedanken zu machen brauchen.

Die gleichen Schweizer, die in unbedingtem Gehorsam der militärischen Hierarchie unterstellt sind, werden an der Urne zur Bildung des Willens berufen, dem letzten Endes auch die Armee unterstellt ist. Die Spannung zwischen diesen Gegensätzen kann das ganze System, kann auch den einzelnen Bürger ergreifen — von hier aus wirken bewußt oder ungewollt armeefeindliche Kräfte auf das Schweizervolk.

Die Landesverteidigung bleibt nicht «unter uns», sie muß sich wie die Diplomatie in Mitteln und Methoden nach dem möglichen Gegner, dem Ausland richten. Die gebietende Aufgabe fragt nicht nach der Staatsform; die Armee der Demokratie hat genau soviel Mannszucht nötig, wie irgendeine andere. Es gibt eine Art von Demokratisierung, die das verkennt.

So die aus der Frühzeit der schweizerischen Arbeiterbewegung bekannte Forderung, daß die Vorgesetzten durch die Untergebenen zu wählen seien: ein besonders charakteristisches Übergreifen der politischen auf die militärische Ordnung. Die Gunst der Komman-

¹ Eine harmlos drollige Episode aus dem bernischen Großen Rat zeigt das Eindringen militärischer Kameradschaftlichkeit ins Parlament. Ein Jurassier stellte einen Antrag. Er stand bei der Abstimmung allein auf. Da rief er in dröhnendem Kommandoton: «Debout, les artilleurs!» Siebzehn Waffenkameraden erhoben sich zur großen Heiterkeit des Rates...

dierten würde bestimmen, wer zu kommandieren hätte. (Selbst in einer kommunistischen Armee wird ohne vorherige Befragung der Truppe befohlen und gehorcht. In jeder Dorfffeuerwehr ist es so.) Der Wähler hat dem Gewählten sein Vertrauen geschenkt. Er kann es auch zurückziehen. Man stelle sich die Abhängigkeit eines so bestellten Offiziers vor. Ganz abgesehen von den Gründen und den Werbungen, die bei der Wahl mitspielen müßten, wobei die militärische Tauglichkeit kaum das größte Gewicht hätte.

Schon im Privatleben können Verhältnisse vorliegen, die imstande sind, der militärischen Autorität zu schaden. Der Offizier der Milizarmee bleibt ja Zivilist, wie der Soldat, nur auf Zeit tritt er aus dem bürgerlichen Verhältnis heraus. Er übt, bis in hohe Grade hinauf, einen Beruf aus. Das wird draußen zuweilen kaum begriffen. Als der Schreibende während des Weltkrieges an der Westfront war und immer wieder gefragt wurde: do you know Altishofen? (Oberstdivisionär Pfyffer von Altishofen war kurz zuvor auf Besuch im englischen Abschnitt gewesen), da war die Versuchung zur Gegenfrage: wissen Sie, was er ist? schließlich zu stark. «Nun, er ist doch ein schweizerischer General!» antwortete man mit einiger Verwunderung, die sich aber in fast ungläubiges Staunen verwandelte, als den Herren erklärt wurde, daß auch dieser Heerführer als Privatmann einen privaten Beruf ausübe.

Ohne ein gesundes Maß bürgerlicher Achtung können wir uns den Milizoffizier nicht denken. Das ist auch sehr gut. Aber damit muß es sein Bewenden haben. Wir können — wenn auch in der Geschichte mehr als einmal Soldaten einen erfolgreichen Führer auf den Schild erhoben haben — daraus nicht ein System der militärischen Auslese und Beförderung machen.

Ebenso verhält es sich mit den Soldatenräten. Mit der Wahl der Offiziere durch die Untergebenen und durch die Soldatenräte ist 1917 methodisch und mit dem größten Erfolg die russische Armee von den Revolutionären zersetzt worden. Als dann das bolschewistische Heer aufzubauen war, verschwanden die Offizierswahlen mit den Soldatenräten sehr rasch. Im Jahr 1918 war auch in der Schweiz ein Anfang russischer Zersetzungsmethoden zu unterdrücken.

Eine andere pseudodemokratische Forderung, die vor vielen Jahren zu hören war, knüpfte sich an das historische, aber hier umgedeutete Wort: «Die Herren sollen bei den Bauern liegen». Das

galt einst von Gefallenen; nun wollte man es auf das militärische Kantonnement anwenden: die Offiziere sollen bei ihren Soldaten im Stroh liegen.

Das geschah und geschieht freilich oft genug. Und wir wollen hoffen, daß die meisten Offiziere ohne Einbuße an Autorität das Lager ihrer Untergebenen gelegentlich zu teilen imstande sind. Aber es waren nicht etwa die Soldaten, die nach gradierten Schlafgenossen riefen; es waren vielmehr Politiker, die nie schweizerischen Militärdienst getan hatten.

Die Milizoffiziere dürfen keine Kaste bilden, keinen hohlen Standesdünkel pflegen. Aber die kurze Ausbildungszeit verlangt doppelt dringlich, daß die Gradierten unter sich Kameradschaftsgeist pflegen und in der dienstfreien Zeit nicht in der Truppe untergehn. Der «gemeine» Soldat achtet den Offizier, der sich mit ihm gemein macht, durchaus nicht. Er hat kein Bedürfnis danach, auch noch während der Nachtruhe in Gegenwart seiner Vorgesetzten zu bleiben. Es ist auch auf seiner Seite ein gesunder Stolz, wenn er in der dienstfreien Zeit unter Gleichgestellten zu bleiben wünscht. Er muß zuweilen auch brummen und schimpfen. Er würde es schließlich, wenn man ihn nie allein läßt, in Gegenwart der Offiziere tun. Die Disziplin, ohne die es überhaupt keine Armee geben kann, hätte davon wenig Gewinn.

Auch die militärische Autorität kann freilich nicht vom bloßen Befehlen leben. Sie muß durch Vertrauen gestützt und beseelt sein. Nun ist aber der Mensch, und gerade der demokratische Mensch, aus gesunder Selbsterkenntnis so beschaffen, daß er das größte Vertrauen nicht immer in Seinesgleichen setzt. Ein Offizier, der vor allem sein Handwerk kennt, daneben Verständnis für den Menschen hat und das wortlose Beispiel kameradschaftlicher Gesinnung gibt, auch kein Schikanierer ist, der darf schon recht scharf werden; er wird die Truppe auf seiner Seite haben, wenn es gilt, üble Elemente zu bändigen.

Jeder Stand hat seine Ehre. Der Milizoffizier, von dem man freiwillige Opfer für seine Ausbildung erwartet, der recht oft infolge langer Dienstzeit gegenüber dem gewöhnlichen Soldaten und gar dem Militäruntauglichen in Studium oder Beruf ins Hintertreffen gerät, der muß doch in der öffentlichen so gut wie in der Selbstachtung das Entgelt finden, das ihm gebührt, und das am aller-

wenigsten eine so stark auf das Wirtschaftliche eingestellte Zeit verweigern darf.

Nun ist in der Schweiz das Mögliche geschehen und das Unmögliche versucht worden, um zwischen Offizier und Mannschaft den sozialen Klassengraben aufzureißen und mit Haß zu füllen. Stellen wir fest, daß kurz vor Ausbruch des Weltkrieges öffentlich die Lehre verkündet werden konnte und durfte: wenn eine fremde Armee eindringe, dann habe der Arbeiter im Wehrkleid seine Waffe nicht gegen den Proletarier in der fremden, sondern gegen den Klassenfeind in der eigenen Uniform zu richten. Das war die besonders von Robert Grimm verkündete Lehre vom «Umkehren der Gewehre» — das Äußerste, was wir an Armeefeindlichkeit erlebt haben, bis es dem Reichsdeutschen Münzenberg gestattet wurde, im gefährlichsten Jahre des Weltkrieges öffentlich die Schweizerjugend zur Dienstverweigerung aufzufordern. Ein mitgeführtes Plakat, das in Bern wie in Zürich gezeigt wurde, stellte einen schweizerischen Wehrmann mit Eselskopf dar. Als Impresario diente diesen Darbietungen ein bernischer Sekundarlehrer und schweizerischer Parteipräsident (er ist beides geblieben). Diese Tatsachen, die einer nicht verschweigen kann, wenn er über armeefeindliche Kräfte schreiben soll, beweisen mit schon fast verdrießlicher Deutlichkeit, daß es in der Schweiz auch armeefeindliche *Sch w ä c h e n* gibt, die bis zur Lähmung der verantwortlichen Behörden gehen können. Ist es ein Wunder, wenn die Gegner einen Kadaver vor sich zu haben glaubten, der mit Gewalt weggeräumt werden könne? Bis der Schweizer Wehrmann aufstand und dem Spuk ein Ende machte.

Man mußte sich in den zermürbenden Jahren des Wachhaltens, während im Rücken und Schutz der Grenztruppen die Spekulation, die Kriegsgewinne und die Teuerung grassierten, ernstlich fragen, was denn die Armee gegen die mit großen Mitteln und stärkstem Publikationsaufwand betriebene Zersetzung so zu schützen vermochte, daß alle Hoffnungen der Gegner mit einem Schlag zuschanden wurden. Hier sprach der Instinkt der Selbsterhaltung eines Volkes mit, die militärische Überlieferung — und auch die Tatsache, daß die Selbstverständlichkeit des Gehorsams gerade durch die bedrohten öffentlichen Betriebe Gemeingut geworden war. Das Prinzip der Autorität wird ja im demokratischen Staat durchaus nicht nur von der Armee getragen, sondern auch von jeder Verwaltung, und wird es dort durchbrochen, so fühlt das ganze Publi-

kum sofort den Schlag gegen seine Sicherheit. Da ruft am Ende nicht nur die Landesregierung, sondern schon das Volk nach seiner ultima ratio, der Waffe der Notwehr.

Nicht die Tage, in denen die Frage nach Sein oder Nichtsein sich zuspitzt, sondern die ruhigen Zeiten lassen das Verständnis für die Bedeutung und die Lebensbedingungen der Armee in vielen Kreisen verdunkeln. Die lange, geduldige Arbeit der Vorbereitung, der materiellen wie der geistigen Ausrüstung muß plötzlich und unversehens Früchte tragen. Die reibungslose Mobilisation vom August 1914 begründete die edle, vom Dank eines ganzen Volkes für ein stilles Lebenswerk getragene Popularität Sprechers. Die Gefahr für einen viellesenden und überdies täglich in Radiowellen plätschern- den Zeitgeist ist nur, daß er zu viel Neues in sich aufnimmt, um das Alte zu behalten und die wichtigsten Erfahrungen nicht in den Wind zu schlagen.

Das Erwachen der Antimilitaristen beim ersten Kanonenschuß von 1914 war ja sehr erfreulich — aber wenn andere nicht wach geblieben wären, so hätte dieses Aufschrecken, hätte die einstimmige Bewilligung der Militärkredite und die einmütige Wahl des Generals nichts genützt; die Mobilisation wäre verpatzt gewesen und mit ihr das Vertrauen der Nachbarn auf den Flankenschutz. Wir hätten das Spiel des Zuvorkommens der Kriegsparteien auf unserem Boden ausgekostet wie 1799, mit der vertausendfachen Zerstörungskraft der modernen Waffen. Wer heute noch den Spuren des Stellungskrieges nachgeht und sich vorstellt, daß diese greulichen Narben durch unser blühendes Land gerissen wären, der weiß, wo die wahren Freunde des Friedens in der Schweiz zu suchen sind. Nicht unter den Militärgegnern!

Es ging eine religiös-pazifistische Welle über unser Land, die bis zur Entzückung, ja bis zur Opferekstase gedieh. Eine weltfremde Schwärmerei, die bei aller Aufrichtigkeit nicht ohne ungeheure Selbstüberhebung geblieben ist, wollte sich und uns einreden, daß eine sich unter feierlichem Protest dem erstbesten Eindringling preisgebende Schweiz die Gewissen der Völker wecken, als Fackelträgerin einer bessern Zukunft vorangehen würde... Wer aber hat 1914 die Herzen erschüttert: Belgien oder Luxemburg? Die entschlossene Tat oder die bloße Gebärde? Das wehrhafte oder das entmilitarisierte neutrale Land?

Weiß man nicht, daß Besetzung eines Landes und Erstickung aller Protestfackeln eins und dasselbe sind? Welcher Prediger des waffenlosen Protestes bildet sich wirklich ein, daß über seine Beseitigung die Welt in Gewissensnot geraten würde? Die Größen des Wortes lassen sich leider von der beschwingten Rede zu leicht über bescheidene, bittere Wahrheiten wegtragen. Zu leicht auch sagen sie sich von der Gemeinschaft los, in der sie doch untrennbar verwachsen sind, weil sie tatsächlich keinen andern Existenzboden haben. Viel Selbstüberschätzung liegt auch im Einfall, die Schweiz müsse mit dem Abrüsten vorangehen, um das gute Beispiel zu geben. Dänemark hat's ja versuchen wollen, ist dann aber nach einem kleinen Experiment mit den Gesetzen der Schwerkraft recht still hinter seine Genfer Rede zurückgegangen. Entwaffnen müßten die großen Ambitionen, die Diplomatie der Allianzen und Blöcke, der Gegenallianzen und Gegenblöcke: die sogenannte hohe Politik. Das «gute Beispiel» der Kleinen macht aus ihnen früh oder spät einen guten Bissen für die Großen, wenn es an den Ausgleich der Rivalen auf Kosten Dritter geht.

Jede Verwechslung der Weltwirklichkeit und Weltmöglichkeit mit moralischen Postulaten entspringt einem Wunschbild, zuweilen auch einem Geltungskomplex der Rhetoren. In einer Welt, die sich überreden läßt, sind ja die Redner obenauf.



Armeefeindliche Kräfte gibt es aber nicht nur unter den bewußten Gegnern des Wehrwesens. Wir finden sie zuweilen sogar in der Armee und in der Militärverwaltung selber.

Nichts ist so gefährlich, wie eine Bürokratie, die in ihren kleinen Obliegenheiten nicht lückenlose Ordnung hält und dazu noch den Autoritätskoller kriegt. Sie ist sonst schwunglos, ohne Gefühl und Phantasie, geistig unbeweglich, peinlich genau im kleinen und hilflos dem Unerwarteten gegenüber, stets bereit, «der Konsequenzen halber» alles, was nicht bequem ins Schema paßt, abzulehnen. Je größer die Verwaltung, um so mehr Bürokratie entwickelt sich in ihr, um so mehr davon ist wohl sogar als automatisch arbeitendes Ordnungselement nötig. Aber es gibt Lagen, wo die Bürokratie gegen die Lebensinteressen der Armee ausschlägt.

Mehr als ein Landsmann, der in der Fremde den Ruf der Heimat zu den Waffen gehört hatte, mußte es erfahren. Als Muster steht mir die kleine Geschichte eines Handwerkers in Erinnerung, der in den Vogesen niedergelassen war und von dort aus die Wiederholungskurse seiner Einheit machte, bis er krank und, wie das Dienstbuch auswies, als untauglich entlassen wurde. Er versorgte nach Kriegsausbruch seine Kinder in einem Waisenhaus rechts des Rheins, und da er sich wieder gesund fühlte, stellte er sich auf seinem Waffenplatz. Vorerst wurde er, weil zu spät angetreten, in Arrest gesetzt. Endlich gelang es ihm, mit dem Dienstbuch zu beweisen, daß er gar nicht verpflichtet war einzurücken. Das Verfahren wegen Dienstversäumnis wurde abgebrochen und er trat zur Eintrittsmusterung mit andern Auslandschweizern an. Der diensttuende Arzt erklärte ihn als krätzig und befahl ihm, auf dem Fourierbureau sein Dienstbüchlein und den Sold zu fassen. Er widersprach: er sei nicht rädig, es beiße ihn nirgends. Antwort: 24 Stunden Arrest wegen Maulens. Zurück ins Loch. Dann wurde ihm mitgeteilt, er könne in einem bestimmten Spital eine Krätzekur machen (so verstand er; es war aber wohl als Befehl gemeint), und damit war er mit Gewehr und Ausrüstung vor die Kaserne gestellt. Der Mann nahm zuerst ein Bad und reiste dann nach Genf, wo er eine Schwester hatte, die krank war und ihren Laden nicht mehr besorgen konnte. Er wollte ihr vorläufig beistehn. Auf die Kur verzichtete er. Er war noch einmal abgeschrieben, der «Dienst», den er hinter Schloß und Riegel geleistet, war eingetragen. Er betrachtete sich als entlassen.

Sofort begann nun, als er im Spital nicht erschien, die Fahndung. Mit Namen und Signalement wurde er ausgeschrieben und in Genf erwischt, polizeilich hergeführt und zum drittenmal eingesteckt. Diesmal wegen Ausreißens. Als Deserteur wurde er vor Divisionsgericht gestellt. Der Verteidiger verwies auf die Lücke in der Korpskontrolle, in der die Dienstuntauglichkeit nicht eingetragen war, erwirkte eine bescheidene Entschädigung und eine Genugtuung, für die der Mann nicht genug danken konnte: die Einberufung zum alten Bataillon dieses rührenden Auslandschweizers. Von Krätze war fürderhin keine Rede mehr . . .

*

Wo sind heute die Feldzeichen, unter denen wir im August 1914 den Fahneneid geschworen haben?

Die Militärverwaltung führte nach dem Krieg ein kleineres Format ein. Die alten Fahnen, an denen wohl kein Blut klebte, die aber das Sinnbild ausdauernder Treue und Opferbereitschaft waren, die hat man doch wohl in Ehren aufbewahrt, zur Erinnerung und Mahnung für spätere Zeiten? Ach was, für solche Dinge hat die Bureaukratie kein Register und daher auch keinen Verstand. Die Stangen, so wurde verfügt, seien noch zu brauchen (man sparte!), das Tuch sei zu beseitigen. Und so geschah es. Vereinzelt gelang es, die ganze Fahne zu retten und sie zu den Feldzeichen der Väter zu stellen. Zwei Fälle aus der Westschweiz (Genf und Waadt) wurden mir namhaft gemacht. Die meisten andern werden vermutlich vernichtet sein, verbrannt, zerschnitten (da und dort hat man nur die Kreuze mit den Bataillonsnummern behalten).

Und doch ist es keinem Bureaugeist gelungen, in unserer Armee den Sinn für das Symbol ganz zu ersticken. Die ungezählten Erinnerungsfeiern der Veteranen zeigen, daß sogar die nackten Ziffern der Einheiten in den Herzen eingegraben und sinnbildlich beseelt werden können als Zeichen der Zusammengehörigkeit über die Dienstzeit hinaus.

*

Die Armee muß eins sein oder sie wird nicht sein. Darum muß sie auch eine gemeinsame seelische Grundlage haben. Das liegt so sehr in der Natur und im gelebten Leben, daß die Beseitigung der kantonalen Kokarden, die mit dem Stahlhelm da war, bei weitem nicht die gleichen Emotionen weckte, wie seinerzeit die Abschaffung der den Waadtländern nicht nur auf den Schultern, sondern auch im Herzen sitzenden Epauletten.

Eine politische Auffassung aber, und herrsche sie auch in noch so militaristischen Kreisen, die in der Schweiz kein Ganzes, sondern nur eine Vielheit verbündeter Kantone zu sehen vermag, kein Volk und kein Vaterland mehr, sondern nur einen Verband von Völkerschaften und Vaterländchen, die verspricht auch nichts Gutes für die eidgenössische Armee. Wenn man gar noch die Forderung aufstellt, daß das eidgenössische Recht nur in den Kantonen gelte, die

es ausdrücklich ratifiziert haben, so ist dem gemeinsamen Heer der Lebensfaden abgeschnitten.

Wir wollen solche Phantasmagorien nicht tragisch nehmen, in-
dessen darf man sich doch merken, daß armeefeindliche Vorstellun-
gen keineswegs nur von marxistischer und pazifistischer Seite her
zu gewärtigen sind.

Die Armee soll völlig unpolitisch sein. Trotzdem ist sie politisch
von allergrößter Bedeutung als festestes Band unter den Eidgenos-
sen aller Stämme und Stände. Die Armee, die alle ins gleiche grobe
Kleid steckt, alle ins gleiche Stroh legt, gleichgültig, wie die Leute
daheim wohnen, die Armee, in der ohne Rücksicht auf die kanto-
nale Zugehörigkeit jeder für den andern eintritt: sie ist und bleibt
der kräftigste Ausdruck einer lebendigen Eidgenossenschaft. Es ist
nicht völlig ausgeschlossen, daß bei fortschreitender Verwirrung der
Geister noch einmal ein Chef des eidgenössischen Militärdeparte-
ments ausrufen kann, wie in den Zeiten des «Grabens»: Tout est
fou sauf l'armée.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion und Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855

Druck: Gebr. Fretz A. G. Zürich
